

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 55 (1951-1952)

**Heft:** 23

**Artikel:** Der letzte Grossvater. Teil 6

**Autor:** Diebold, Bernhard

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-670700>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der letzte Grossvater

B e r n h a r d D i e b o l d

6

Copyright by Morgarten-Verlag Zürich

Womöglich war sie keines. Er sagte es ihr in einer schlechten Stimmung. Sie war ihm darob nicht gram. Sie kannte keine Verstimmungen und keine Launen. Sie blieb immer heiter, selbst wenn sie ihr Portemonnaie verlor oder wenn ihr gelegentlich gekündigt wurde. Immer stand ein Vergnügen für sie bereit. Denn viele Freunde freuten sich, sie zu beschenken und sie einzuladen. Otto verzehrte sich vor Eifersucht. Er traute ihrer Liebe nicht — und traute insgeheim auch seiner eigenen Liebe nicht. Aber das lag unter dem Bewusststein. Sein Kopf entschied schon lange, dass eine Trennung geboten sei. Sein Herz schwankte.

Vreni schwankte nicht. Vor einem Vierteljahr fuhr sie nach Genf, wo man ihr, wie sie sagte, bei der Haute Couture eine besonders förderliche Stellung als Probier-Mannequin angeboten habe. Aber Otto ahnte, dass dieser plötzliche Wegzug auf der Beziehung zu einem reichen Genfer Fabrikanten beruhe; und was er seit Wochen von Freunden über sie zu hören bekam, bewies, dass Vreni ein elegantes Leben in Bars und Dancings führte, das mit dem höchstmöglichen Salär eines Probierfräuleins auch in allerförderlichster Stelle auf keinen Fall zu bestreiten war. Er schrieb ihr lange Briefe. Sie schrieb ihm kurze Briefe. Er schrieb ihr oft. Sie schrieb bald gar nicht mehr. Da entschloss er sich endlich zum Schlussmachen. Gestern, am Abend vor Gertis Auszug, hatte er in einem achtseitigen Brief alle die vielen Gründe und Verdachte niedergeschrieben, die ihn zum Abbruch der Beziehung berechtigten. Warum begründete er eigentlich, was keiner Begründung mehr bedurfte? Nahm er sie noch so ernst? Da, beim Schreiben des langen Briefes merkte er ganz allmählich zur eigenen grössten Ueberraschung, dass seine Liebe eigentlich viel mehr von Vorwürfen erfüllt war als von Gefühlen. Hatte er sich seine Sehnsucht in den letzten Monaten nur noch eingebildet? War es wirklich nur noch das süsse heisse Blut, das nach Vrenis Blut verlangte; aber nicht mehr das wahrhaft liebende Herz, das ein

anderes Herz in sich zu schliessen suchte? Das ist vorbei! ermannte er sich in seinem Schmerz, der nur noch Wehmut der Erinnerung war.

Nach dem Nachtessen wollte er den Brief in den Kasten stecken. Aber eine Marke fand sich nicht im Hause. Otto musste zum Automaten am Kreuzplatz, oder in sein Café Grand Guignol, wo die jungen Maler und Kunstgewerbler mit ihren flüggen Damen sich jede Nacht über Kunst und Politik ereifern müssen .... oder .... Nein, diesen letzten Brief an Vreni wollte er noch persönlich an den Bahnhof tragen, zum Nachzug nach Genf .... das letztemal. Gewiss, das war «sentimental». Sein proletarischer Freund Zemp hätte es «Seelenkitsch» genannt, und «aussichtslose Romantik». Und gar die Eifersucht galt als eine bourgeoise Seelen-Krankheit. Denn jedes Weib ist durch ein anderes ersetzbar. Liebesverluste gibt es nicht. Verlorenes hat man zu vergessen. Jede Vergangenheit war für Zemp «Gemüts-Gerümpel». Er plädierte für gründliche romantische Entrümplung. Aber für Ottos füllige und durstige Seele war die Vergangenheit jeweils keine erledigte Sache. Er nahm schweren Abschied selbst vom erledigten und ausgeleerten Schicksal — wie dem, das Vrenis Namen trug.

## Das Weltgericht in Grand Guignol

So lag es schwer auf ihm. So schrak er beim Nachtessen wie aus einem Traum geweckt zusammen, als der Grossvater ihm mit der Frage kam, wie er morgen stimmen werde zur Stadtratswahl. «Gopel au nüd sozialistisch?» mahnte der Alte; denn das wäre «für eusereis» doch ein «gschämiges» Verhalten. Im Niederblick auf die sich neu bildenden roten Massen empfand der Grossvater ein geradezu aristokratisches Hochgefühl. Die «Grütlianer» waren für ihn schlechtweg «gringi Lüt» und führten internationale Redensarten, die die alte Schweiz wie ein Erdbeben erschüttern

sollten. Mit dem Rütli hatten die Grütianer bis aufs Schwören und Versammeln nach Grossvater Weidmanns Meinung weiss Gott nur wenig mehr zu tun. Und im übrigen sparten sie nicht mehr nach der alten Weise.

Sein Sohn, der Lokomotivführer, der am Freitag regelmässig zum Essen kam, weil er ebenso regelmässig vom Samstag bis zum Montag unsichtbar bleiben wollte, lachte zu Gottlieb Weidmanns politischer Kritik: «Die Sozialisten sind ja heute bürgerlicher als deine kapitalistischen Demokraten.» Der Grossvater wusste noch immer nicht, dass Arnold selber seit Maries Tode die sozialistischen Wahllisten bevorzugte, ohne allerdings schon zur «Partei» zu gehören. Für alle Berufsinteressen genügte ihm schliesslich sein Verband, dessen Sitzungen er nie versäumte. Nachdem sich durch Maries letzte Krankheit seine Ersparnisse so krass vermindert hatten, fühlte er sich nicht mehr als ein «Besitzender». Und zu einem neuen Einsparen der Verluste war es doch wohl zu spät. Auch meldete sich da ein Echo aus einer Parteiversammlung: dass man mit der geprägten Sparmoral der Reichen sein ganzes Leben lang «künstlich arm» gehalten werden solle, statt dass der Staat für den Lebensabend sorge. Nun, Arnold selber sah ja einer sichern Pension entgegen. Dafür war er ja bei der SBB. Ihn ging das also nicht viel an. Aber im Prinzip hält er nicht mehr soviel vom Sparen. Das wird der Alte alles nicht gelten lassen. Also schweigt man darüber. Was soll man auch den alten Demokraten mit solchen Mitteilungen aufregen! dachte Arnold. Er lebt ja schon halb im Landesmuseum.

Soeben wiederholte der Grossvater seine Frage nach der Stadtratswahl. Otto antwortete gereizt und ablehnend: «Ich finde das Stimmen blöd, wenn man die Kandidaten nicht persönlich kennt. Von den Zeitungen lasse ich mir nichts vormachen. Ich stimme wahrscheinlich morgen überhaupt nicht. Ich will doch wissen, wen ich wähle.» Und unter dem Protest des Alten erhob er sich und fühlte noch einmal nach der Brusttasche, ob der dicke Brief an Vreni auch wirklich noch auf seinem Herzen liege.

Dann ging er schnell aus dem Zimmer und dem Hause, den Zeltweg hinunter, am Rechbergbau vorbei und den Hirschengraben entlang unter den hohen Bäumen.

Am Künstlerheim kurz vor der Seilbahnbrücke, die quer über der Strasse hängt, traf er Freund Zemp.

«Ich gehe ins Grand Guignol. Komm mit; du siehst heut' so verblödet aus. Gab's wieder einmal Krach im Steinernen Winkel?»

Otto nickte. Von seiner Herzensangelegenheit mit Vreni wagte er Zemp kein Wort zu sagen. Der hätte es ihm wegen der «Sentimentalität» ja gut gegeben. Und er meinte nur: «Keinen Krach, nur abgestandene Schweizerluft.»

«Und mehr Bremsen als Motore an deiner Maschine», lachte der breite, schnell redende Zemp; und fing dann gleich zu schimpfen an. «Du hast keinen Schneid. Du gehörst selber zu den heimlichen Grossvätern im Lande und solchen, die es werden wollen. Du bist die schweizerische Unnatur; du verdrückst deine Kraft und deine Wahrheit; du glaubst noch heimlich an die Bettagsartikel der Gottlosen. Vor lauter pauschalem Schweizerstolz verlierst du dein privates Selbstgefühl. Und wenn du einen Kaffee bestellst, so hast du Angst vor dem Kellner, nur weil er einen Frack anhat....»

Als Otto stumm blieb, fuhr er um so hitziger fort: «Ich selber wehre mich von Jugend auf gegen alle Autorität, gegen jede! Der sogenannte friedliche Mittelstand, der befiehlt uns unsere Sklaven-Moral. Ueberall lauert die versteckte Despotie der «Aufrechten». Ich mache auch keinen Halt vor der Behörde, jawohl vor der Staatsgewalt.... Verstanden? .... auch nicht vor dem Militarismus. Sie wollen mich wieder haben zum ‚Achtung, steht!‘ und Männlimachen. Aber da sollen sie einmal etwas an mir erleben....» Er atmete heftig und straffte seine kräftige Brust. «Du aber rebellierst nicht einmal gegen das bisschen Familien-Tyrannie.» Und Zemp packte Otto heftig am Arm: «Man muss dich aufwecken. Komm mit ins Guignol.»

Nun, er hat vielleicht schon recht, dachte Otto. Es tönt zwar etwas widerwärtig und geschwollen, sein Gerede. Aber es ist doch Kraft drin. Also auf mit Zemp ins Grand Guignol. Und der Brief an Vreni hat Zeit. Man kann ihn auch um elf Uhr noch einstecken. Auch noch um Mitternacht ist's Zeit für einen letzten Brief an die Geliebte — wenn's unwiderruflich zwölf geschlagen hat.

Er steigt mit dem Freunde über eine Steintreppe die Bastion hinunter, läuft am schlanken Chor der Predigerkirche vorbei, wo der Grossvater noch beim ‚Helfer‘ Pestalozzi, wie er den Pfarrer nannte, getauft worden war; denn der älteste Weidmann stammte ja aus der schmalen Predigergasse, die die Freunde jetzt durchschritten.

Die lärmige Schlosserwerkstatt des Urgrossvaters Johann Jakob Weidmann war aber längst einem stillen Tapeziererlädchen gewichen. Und über Rindermarkt und Oberdorf gelangte man zum offenen Viereck vor dem Grossmünster, von wo man rasch um ein paar Ecken herum bereits im Café Grand Guignol landete, und bei rötlichem Licht nun Ottos Kollegenschaft vom künftigen Traumberuf beieinander sah.

Mehr als die Hälfte dieses Jungvolks, dessen Werke zum Teil in Form von neusachlichen Zeichnungen und Farbenmustern an den Wänden prangten, trug eine eigene Art der Kleidung, die zwar durchaus nicht einheitlich war und dennoch einen Einheitsgeist verkündeten. Die jungen Männer steckten in kurzen Jacken oder kamen nur im Jumper über den Sportshosen; und eine Baskenmütze schmückte manches wirr oder müde blickende Haupt. Die Damen trugen ihre Haare teils kurz wie Knaben, teils in flattrigen Engelslocken; und Rock und Bluse zeigten in ihrer vagen Sportlichkeit einen reisemässigen und wandersüchtigen Charakter, den ein an langem Lederriemen über die Schulter gehängtes Täschchen in seiner Lust zur Vagabondage noch betonte. In einem Pariser Bohème lokal hätte man ohne weitere Ueberraschung von dieser Gesellschaft Kenntnis genommen. Aber im guten alten Zürich, keine paar hundert Meter weit vom Denkmal des Puritaners Zwingli, durfte man sich bass verwundern ob dieses Schmetterlingsschwärms, der vom Montmartre her frisch importiert schien — und dennoch in der vom Kehlkopf reich gesegneten zürcherischen Mundart sprach. Schweizer im Sinne Grossvater Weidmanns waren es dennoch nicht. Kein ‚Volk der Hirten‘ mehr, bewahre. Es waren imitierte Kunstreisende.

Während der ersten Viertelstunde seines Hierseins fühlte sich Otto jedesmal verlegen und verloren. Sein breiter Schlapphut betonte nur auf der Strasse seine Distanz zu einer nichts als Korrektheit spielenden Bourgeoisie. An seinem bis zur Fadenscheinigkeit gebürsteten Konfektionsanzug haftete trotz des roten Schmucktuchs in der oberen Seitentasche des Rockes, noch nicht der Charme einer legeren und dekorativen Vernachlässigung. Auch war er sauber rasiert, was dem Stil des Lokals zwar nicht gerade widersprach, ihn aber auch nicht betonte. Im tiefsten empfand er die Windigkeit, Unfertigkeit und Eitelkeit der meisten dieser Existenz; hörte die fanatischen Uebertreibungen ihrer Lobeshymnen auf irgend

etwas Nochniedagewesenes; zum Beispiel auf die russische Freiheit vor der schwarzen Folie der deutschen Unfreiheit. Und er vernahm ihr Todesurteil gegen alles, was ihnen als reaktionär erschien: vom alten Dichter Goethe bis zum schweizerischen Bundespräsidenten. Auch die Zier der Wände schien weniger auf Gemütlichkeit als auf Empörung bedacht. Da gab es Kompositionen, die man für elektrische Schaltbretter halten musste; und plastische Köpfe, die als Kegelkugeln dienen konnten. Bei vielen sah's so aus, als ob der Künstler in wahnsinniger Rebellion gegen das göttliche Modell der Welt das Menschenangesicht ganz einfach schlecht und schlechter machen wollte — nur damit seine eigene Schöpfung sich von der leider unbesieglichen Natur vollkommen neu und anders ausnehme. Nicht Schöpferglück, nein, die Verzweiflung nihilistischer Dämonen grinste von den Wänden im Ausdruck der Entgöttlichung. Der Stil der Technik hatte die natürliche Substanz verzehrt.

Aber dennoch lockte hier Otto der Kontrast zum Steinernen Winkel: der Reiz des freien Einfalls, der sittensprengenden Kritik und der pikanten Entpuppung aus der Bürgerhülle, die wie ein Panzer die durch Jahrhunderte allzu ehrenfest erhärtete Brust des Schweizers eingekerkert hatte. Und wenn auch Ottos Kollegen aus der Gravieranstalt oder von der Lithographie her dem Geist der Zeit mit mancher wenig feinen Freiheit huldigten und ihre Brautschaften wie die Hemden wechselten, so blieb bei diesen karg gehaltenen Bürgersöhnen die Libertinage doch im Bewusstsein etwas Ungehöriges, aus dem ein schlechtes Gewissen sprang und sich verneinte. Im Grand Guignol jedoch bejahte man den Exzess der Seele und des Leibes. Und fand man nichts ‚Neues‘ so bejahte man wenigstens alles was ‚anders‘ war. Und dieses Ja, so oft es nur ein unfruchtbare Nein zum alten Schweizertum bedeutete, tönte in Otto als ein Ruf des Lebens: Hinaus aus den krummen Mauerwinkeln von Seldwyla, in die weite Welt .... farbig und etwas komödiantisch, wie sie aus seinen eigenen Plakaten leuchtete .... als eine Wunschwelt über der bürgerlichen Prosa.

Da sass er nun mit Zemp im engen Ring von sechs Personen um ein winziges Tischchen, das bestenfalls drei Gästen bequemen Platz zu bieten hatte. Süsse Zigaretten, nach amerikanischen Methoden parfümiert, vergifteten die Luft mit faden, nervenlähmenden Dünsten. Da, über den Superlativen der lauten Dialoge, vergass Ottos Herz

bisweilen für ein paar Minuten sogar an den Abschiedsbrief an Vreni zu pochen.

Ein englischer Film wurde soeben ‚fabelhaft‘ genannt als Bildwirkung, aber zugleich auch ‚geradezu saumässig‘ wegen der deutschen Synchrosnisierung, was allen diesen offenbar auf feinstes Englisch eingewöhnten Künstlerohren grausame Schmerzen schuf. Dafür ertrugen sie aber leicht die Schallplattenmusik, die zu den harten Reden eine unaufhörliche Serie von taumelig schleichen- den und betörenden Melodien lieferte, die den süßlichen Zigarettendüften wohl entsprachen — ein Opiumdunst aus Schall und Rauch — wie zur Beschwichtigung, dass man im Grand Guignol nicht alles so grässlich ernst und wach zu nehmen habe, wie's gerade tönte.

Soeben nannte man Böcklin einen unanständigen Kitsch, und glaubte ihn noch ganz besonders zu entehren durch den Vergleich mit Richard Wagner, der heute anerkanntermassen ein ‚Oberbonze der Verlogenheit‘ sei. Das sei gemalte und musizierte ‚Literatur‘. Pathetischer Gefühlsschwindel, der durch eine konstruktive ‚Sachlichkeit‘ ein für alle Male auszurotten sei. Es gelte die Prosa unseres technischen Daseins in die gültige Formel zu zwingen. Formeln seien sauber! Ein vollendetes Oval aus poliertem Holz entspreche einer grösseren Reinheit vom Menschenangesicht als ein verkitschter Götterkopf mit den formalen Inkonssequenzen von Nase, Mund und Augenlöchern. Oh, ein fallender Wassertropfen zum Beispiel, hundertfach vergrössert zum Symbol seines Fallgesetzes, sei wahrlich ein erhabenerer Gegenstand als ein aus seiner Zufallsseele kokettierendes Menschenauge. «Finden Sie etwa nicht?» fragte es Otto aus dem apodiktisch redenden Munde eines hohlwangigen, in ängstlicher Verstörung blickenden jungen Menschen.

Und mit der gleichen exzessiven Leidenschaft behauptete eine blasse weibliche Person, deren Alter sich zwischen achtzehn und fünfunddreissig Jahren schätzen liess, dass alle schweizerische Kunst der letzten achtzig Jahre vor Hodlers Auftritt durch Bildersturm vernichtet werden müsste. «Aber ihr taugt ja nichts», warf sie in blankem Norddeutsch verächtlich zu den jungen Männern hin. «Ihr habt nur Hände, aber keine Fäuste — so wie wir Kommunisten in unserem Kampfe gegen das Blutregime.» Sieghaft funkelten die schwarzen Augen dieser armen, vom Leben besiegt und zerrupften Person. Sie stammte aus

den baltischen Provinzen, fühlte sich halb Russin, und hatte manchen Sturm erlebt. Sie schimpfte jetzt auf den hochaktuellen Völkerbund, der mit der Heiligkeit der Verträge ein wüstes Theater treibe. Sie fand die Engländer viel minderwertiger als die Neger. Und die Italiener noch minderwertiger als die Engländer. Und die Deutschen — seit Imanuel Kants militaristischen Imperativen natürlich! — galten ihr noch erklecklich minderwertiger als die Italiener. Aber am allermindesten schalt sie bei ihrer Völkerschau die schweizerische Regierung in Bern. Der nächste Feind sei immer der gefährlichste und hassenswerteste. Denn die in der Bundesstadt müssten es doch besser wissen als die andern, dass das Verhältnis Abessinien-Italien demjenigen von Schweiz-Oesterreich zur Rütlizeit aufs Haar gleiche. Und nun werde die Schändung der ‚schwarzen Schweiz‘ mit der berühmten objektiven Neutralität gebilligt und geheiligt. So sprach sie; und wieder leuchteten ihre Russenaugen wie aus einem Racheengel: «Aber in Spanien wird etwas entwickelt. Dort scheidet sich Europa endlich in rot und schwarz und weiss.»

Zemp gab der Dame begeistert recht. Sein dunkles Gesicht glühte voll Zorn, wie immer, wenn er zur Politik sprach. Jetzt erhob er sich brusk und ging zu einem andern Tisch, nach neuen Möglichkeiten seiner Reizbarkeit zu suchen.

Otto hörte mit gierigem Ohr. Manche Kritik bejahte er. Aber sehr viele Fragen blieben ungestellt hinter seinen Lippen, aus Scheu vor dem blamierenden Gelächter der Besserwissenden. «Wieso ist Russland frei?» hatte er einmal zu fragen gewagt. Da trafen ihn überhebliche Blicke des Erstaunens und die schlagende Antwort: «Freiheit vom Kapital! — ist das etwa nicht die allerbeste Freiheit?» Das kam so glatt und pfeilscharf dahergeschossen, dass Otto die ihm naheliegende Gegenfrage nach der ‚persönlichen Freiheit‘ verschluckte. Es gab für Grossvater Weidmanns Enkel so vieles zu verschlucken. Gewiss: mit der Kunst mochten sie wohl in vielem recht haben; und der Kantönligeist von Zürich war sicher nicht weit genug für die Grösse der Weltidee. Das war ihm gewiss. Aber um so mehr misstraute er jeglicher politischen Weisheit, die aus dem Ausland kam. Zemps russische Verheissung fand er genau so schwindelhaft wie seines Gravierkollegen Wolfers Begeisterung für den Mussolini und den Hitler.

(Fortsetzung folgt)